

Die Herbstzeitlose

Eine besondere Beziehungsgeschichte

Nach zehn Jahren sind die Blätter des „Arabischen Frühlings“ giftig geworden | Von Wolfgang Günter Lerch

Über die Anstößigkeit eines christlichen Grundaxioms
Von Pater Max Cappabianca OP



Mit wehenden Fahnen: Märtyrerplatz, Tripolis, Libyen, 2012.

Als sich der junge Tunesier Mohamed Bouazizi am 17. Dezember 2010 in der Stadt Sidi Bouzid aus Protest gegen staatliche Schikanen anzündete, ahnte niemand, dass dies der Auslöser für eine umfassende politische Bewegung werden sollte, die heute – mit einem etwas poetischen Ausdruck – als „Arabischer Frühling“ in den Geschichtsbüchern erscheint. Andere bevorzugten den Begriff „Arabellion“, um das Revolutionäre, teilweise auch Gewalttätige, das bald in den Vordergrund trat, hervorzuheben. Hoffnungen wurden damals geweckt, Hoffnungen auf einen grundlegenden, wirklich demokratischen Wandel in einer Region, deren Staaten seit Jahrzehnten in Diktatur, gesellschaftlicher Sklerose oder religiösem Fanatismus erstarrt zu sein schienen. Der Sturz des irakischen Diktators Saddam Hussein durch den Krieg Präsident George W. Bushs hatte den Irak implodieren lassen: Der Terrorismus sunnitischer und schiitischer Gruppen verschärfte sich und strahlte mehr und mehr in andere Länder aus. So nahm es nicht wunder, dass das scheinbar aus dem Nichts aufgetauchte arabische Aufbegehren auch bei den Europäern Hoffnungen auf positive Veränderungen in dieser Nachbarregion weckte.

Zunächst geschah auch Außerordentliches: Fast alle arabischen Staaten wurden von dem politischen Aufbruch erfasst, allerdings in unterschiedlicher Intensität. In Tunesien verließ der Autokrat Zine el-Abidine Ben Ali sang- und klanglos seinen Thron und ging nach Saudi-Arabien ins Exil. In Ägypten ließ das Militär Präsident Hosni Mubarak fallen, sodass er nach dreißig Jahren Herrschaft das Feld räumte. Im Jemen stürzte der langjährige Machthaber Ali Abdullah Salih, auch er ein Mann des Militärs. In Libyen half westliche Intervention beim Sturz des Langzeit-Führers Muammar al-Gaddafi, ein Umsturz, der schon weitaus blutiger verlief als die vorgenannten „Revolutionen“.

Am populärsten wurde die Bewegung in Kairo, deren politischer, auch jugendlicher Elan von dem zentralen Tahrir-Platz, auf dem die Kundgebungen stattfanden, in die übrigen Länder des arabischen Westens und Ostens ausstrahlte. Selbst der vergleichsweise pluralistische Libanon wurde von der Arabellion ergriffen, zumal er trotz Ende des Bürgerkriegs als besonders zerbrechlicher Staat gelten konnte. In Bahrain mit seiner schiitischen Bevölkerungsmehrheit schlug man mit saudischer Unterstützung die Proteste nieder; andernorts, wie in den Arabischen Emiraten am Golf oder in dem abgelegenen Oman, waren sie weniger heftig, oder sie wurden mit Hilfe finanzieller Wohltaten eingedämmt.

In Syrien zeigten sich viele Beobachter schon beim Beginn der Unruhen, dann des bewaffneten Widerstandes gegen das Regime des Präsidenten Baschar al-Assad skeptisch, ob es der heterogenen Opposition gelingen werde, einen Wechsel an der Spitze, wie in Tunesien, Ägypten oder Libyen, zu erreichen. Assads Regime, so hieß es, sei aus anderem Holz geschnitzt, und die Verhältnisse Syriens mit denen in Ägypten seien kaum zu vergleichen. Auch seien die Mentalitäten von Ägypten und Syrien verschieden. Assad, der seinen Clan und die alawitische Religionsgemeinschaft repräsentiert, ließ von Anfang an keinen Zweifel daran, dass er das Machtmonopol und den Besitzstand seiner Leute verteidigen werde, koste es, was es wolle.

Und die Auguren behielten recht.

Das syrische Regime konnte sich in jenem Maße behaupten, in dem die schwache demokratische Opposition marginalisiert, der Widerstand mehr und mehr von islamisch-fundamentalistischen, ja terroristischen Gruppen dominiert wurde. In Ägypten waren vorübergehend die islamistischen Kräfte die bestimmende Macht geworden. Der Diktator Assad konnte hingegen den weltlichen Charakter seines Regimes immer wieder zu seinen Gunsten ins Spiel bringen, erst recht, als mit dem „Islamistischen Staat“ (IS) seit 2014 ein auf Terror gegründetes, wenn auch territorial kurzlebige „Kalifat“ entstand. Zudem sprang Syriens alter Verbündeter, Russland, für Assad militärisch in die Bresche. Moskau wollte seinen einzigen ihm in der Mittelmeer-Region verbliebenen Brückenkopf nicht verlieren. Der amerikanische Präsident Donald Trump („America First“) verstärkte das schon unter seinem Vorgänger Obama eingeleitete „Disengagement“ im Nahen Osten.

Das Fazit zehn Jahre nach Ausbruch der Arabellion ist ernüchternd. Aus dem „Frühling“ ist nicht nur ein Winter geworden, vielmehr sind die Verhältnisse an den ehemaligen Brennpunkten schlimmer als zuvor. Unter der Herrschaft General al Sisis in Ägypten sitzen weitaus mehr Menschen in den Gefängnissen als unter Mubarak. In Libyen tobt ein blutiger Bürgerkrieg zwischen fundamentalistischen und „legitimistischen“ Kräften. Der Bürgerkrieg in Syrien ist eine menschliche Tragödie und eine politische Katastrophe; er wurde über die Jahre hinweg auch zum Stellvertreterkrieg zwischen sunnitischen Mächten (Saudi-Arabien, Ägypten, Türkei) und den von Iran angeführten Schiiten. Und der Konflikt zwischen diesen islamischen Konfessionen zerstörte auch den Jemen. Mehr und mehr zeigte sich ein Staatszerfall, der seinen Ursprung letztlich in jener „Ordnung“ hat, die von den westlichen Siegermächten nach dem ersten Weltkrieg im Nahen Osten geschaffen worden war: eine Ansammlung künstlicher Staaten, die jeweils durch Autokraten und Staatsparteien „zusammengehalten“ wurden.

Selbst in Tunesien, von wo die Bewegung ihren zunächst verheißungsvollen Ausgang nahm, ist Ernüchterung eingetreten. Zwar hat sich das Land merklich demokratisiert, doch das Parteiensystem ist heillos zersplittert, die Korruption allgegenwärtig. Die Wirtschaft liegt darnieder, und die Währung verfällt. Die Jugend hat resigniert. Die Blätter des „Arabischen Frühlings“ sind längst verdorrt, sein Geist ist vielleicht nicht für immer verschwunden, fürs Erste jedoch versandet.



WOLFGANG GÜNTER LERCH

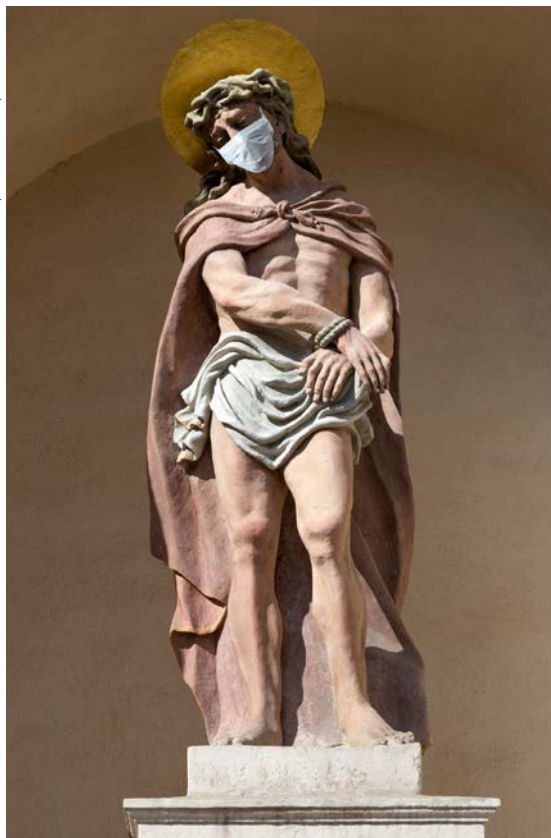
war mehr als drei Jahrzehnte lang Redakteur und Reisekorrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Nordafrika und den Vorderen Orient. Zuletzt erschienen „Mein Orient. Begegnungen mit Morgen- und Abendländern“ und „Begegnungen mit der Türkei. Geschichte, Kultur, Politik. Fünf Jahrzehnte zwischen Bosphorus und Ararat“, jeweils bei Frank & Timme.

An Weihnachten feiern Christen, dass Gott Mensch wird. In der Bibel wird dies drastisch als „Fleischwerdung“ bezeichnet. Ist das eine mythologische Vorstellung oder hat das auch im 21. Jahrhundert noch eine spirituelle Relevanz?

„Logos sarx egeneto kai eskenosen en hemin“ – das Wort wurde Fleisch und hat unter uns gewohnt. So steht es im griechischen Original des Johannesevangeliums, und so philosophisch abstrakt drückt die Bibel das Grundgeheimnis von Weihnachten aus. In den Kirchen wird oft von der Menschwerdung Gottes gesprochen, doch eigentlich müsste es sogar Fleischwerdung heißen. Was ist damit gemeint?

Im biblischen Kontext ist mit „Fleisch“ der ganze Mensch gemeint, in seiner Hinfälligkeit und Schwachheit im Gegensatz zum Göttlichen und Vollkommenen. Das ist nicht sexuell konnotiert, wie man denken könnte, sondern meint viel grundsätzlicher das „Sein zum Tode“ des Menschen. Mit Logos, „Wort“, ist Gott gemeint, aber nicht als Monade, als absolut jenseitige Idee, sondern als etwas Dialogisches: Ein Wort, das sich an jemanden richtet und mitteilt.

Mit dieser Vorstellung einer Fleischwerdung des göttlichen Logos ist ein Grundaxiom der christlichen Gottesvorstellung bezeichnet, die sich wesentlich von anderen Religionen unterscheidet. Zwar gibt es auch in anderen Religionen wie dem Hinduismus die Vorstellung einer „Inkarnation“, also das Hinabsteigen eines Gottes in die Menschenwelt, oder – wie im tibetischen Buddhismus – die Vorstellung einer Re-Inkarnation. Doch in der christlichen Vorstellung ist die Inkarnation mehr als nur eine vorübergehende Erscheinung eines göttlichen Wesens in dieser Welt.



Mann mit Maske

Die christliche Theologie stellt die Inkarnation in den Zusammenhang des ganzen Lebens Jesu. Was an Weihnachten geschieht, geht weiter in seinem irdischen Leben: Man kann anders leben, ohne Angst und Furcht, wenn man zu seinem Gott „Abba“, Vater, sagt, und man wird „selig“ gepriesen, wenn man arm ist und verfolgt wird, wenn man weint oder hungrig ist. Als Barmherziger findet man selber Erbarmen, und als Friedensstifter wird man Kind Gottes genannt werden. Dass Gott in die Welt gekommen ist, ändert die Verhältnisse und Logiken dieser Welt. Jesus heilt Menschen, um zu zeigen, dass diese Welt eine andere geworden ist: Ein radikaler Wechsel hat sich vollzogen.

All dies ist „Offenbarung“ Gottes. Doch damit hört es nicht auf. Die christliche Gottesidee kulminiert in

der Vorstellung, dass der fleischgewordene Sohn Gottes sich gerade dann als Gott offenbart, wenn er am schwächsten und verletzlichsten ist: am Kreuz. Dass Jesus unschuldig stirbt, zeigt die Macht der Liebe, der eigentlichen „Natur“ Gottes, und diese Macht ist stärker als der Tod. Die Krippe vollendet sich am Kreuz.

Die Vorstellung, dass Gott in diesem radikalen Sinn „Fleisch“ geworden ist, dass er vor über 2000 Jahren in einem kleinen Dorf am Rande des römischen Reiches „zur Welt gekommen“ ist, dass Jesus wirklich Gott war und – sofern man an die Auferstehung glaubt – auch weiterhin Gott und Mensch ist und „mitten unter uns“ lebt, erscheint immer weniger plausibel, selbst unter praktizierenden Christen. Jesus wird eine Art „besondere Beziehung“ zu Gott zugestanden, die es ihm ermöglicht hat, ein vorbildlicher Mensch zu sein.

Aber eigentlich war er auch „nur“ ein Mensch wie wir, so diese Vorstellung. Das zeigt sich in der Gebetspraxis. Die Person Jesu tritt gegenüber dem „eigentlichen“ Gott als Urgrund zurück, und so fällt es jungen Menschen leichter, sich an einen unpersönlichen Gott zu wenden, den man sich eher als eine Energie vorstellt oder als etwas, was in den Menschen oder in der Natur vorhanden ist, als einen Gott, der in Jesus Christus ein Antlitz hat, in das man schauen kann.

Das widerspricht nicht von vornherein christlichen Vorstellungen. Auch die christliche Tradition kennt kontemplatives Beten, das sich von menschlichen Vorstellungen zu lösen sucht. Die sogenannte „negative“ Theologie ist von dem Bemühen geleitet, Gott vor dem Zugriff menschlicher Begrenztheit im Denken zu schützen.

Doch das christliche Weltbild kann nicht von der Person Jesu Christi abstrahieren, der als „wahrer Mensch und wahrer Gott“ (Konzil von Chalcedon 451, in der heutigen Türkei) angesehen wird. Es ist wichtig, sich dieses Grundaxiom zu vergegenwärtigen, wenn man die innere Kraft des Christentums verstehen will. Alle christlich inspirierten ethischen Grundwerte des Christentums wie Menschenwürde oder die Fähigkeit zur Vergebung und Barmherzigkeit knüpfen an die Vorstellung eines menschgewordenen Gottes an.

Die Würde des Menschen ist in christlicher Perspektive deswegen unantastbar, weil erstens der Mensch Gottes Ebenbild ist, wie es auch das Judentum bekennt, zweitens aber auch, weil gerade das verletzte menschliche Leben, gerade die Schwächsten und Gefolterten eine Offenbarung Gottes sind, wie es bei Jesus selber der Fall war. Sehr eindrücklich ist das in der Gerichtsrede im Matthäusevangelium beschrieben, in der Jesus seinen Jüngern klarmacht: „Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“ (Mt 25,45).

Christliche Spiritualität ist also der Präsenz Gottes in dieser Welt auf der Spur, die durch die Fleischwerdung revolutioniert wurde. Christlich glauben bedeutet, sich selber in diese Bewegung der Menschwerdung zu begeben und selber zu einer Offenbarung Gottes zu werden.

Das Christentum tut gut dran, sich auf dieses Grundaxiom des eigenen Glaubens zu besinnen, um plausibel machen zu können, warum es sinnvoll ist, diesem Jesus von Nazareth, der an Weihnachten geboren wurde, nachzufolgen.



PATER MAX CAPPABIANCA OP

ist Mitglied des Dominikanerordens und Leiter der Katholischen Studierendengemeinde Edith Stein Berlin. Außerdem moderiert er die Verkündigungssendung „So gesehen“ in Sat.1.

AUS DEM BANNASKREIS
Reflexionen und Perspektiven



GÜNTER BANNAS

ist Kolumnist des Hauptstadtbrieft. Bis März 2018 war er Leiter der Berliner Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Schwer

Ein im schweizerischen Satireblatt *Nebelspalter* 1920 erschienenes Gedicht gelangt zu neuer Popularität: „Die Grippe und die Menschen“ Zu Beginn der Seuche (gemeint war die Spanische Grippe) fordert das Volk die Regierenden zum Handeln auf: „Was wartet ihr, schützt uns vorm Tod.“ Die Regierenden handeln. Das Volk aber ruft: „Das war es nicht, was wir gewollt. Gebt frei das Tanzen, Saufen.“ So war es, so ist es? Wenn schon öffentliches Alkoholverbot zur Silvesternacht, dann wenigstens massenhafte Glühwein-Partys vor Weihnachten. Mithin ist nicht sicher, ob die Spitzenreiter in den Umfragen (Merkel, Söder, Spahn, Scholz) dauerhaft Spitzenreiter bleiben. Zeichen von Normalität gibt es auch. Zu Ostern, zu Beginn der Seuche, erlebte „Die Pest“ von Albert Camus eine Renaissance. Nun, vor Weihnachten, sind Autobiografien aus Amerika gefragt – darunter die des künftigen Präsidenten. Dass Joe Biden die Wahl gewann, hängt ohne Zweifel mit Covid-19 zusammen, was wiederum Anlass zur theoretischen Verschwörungsvermutung gäbe: China hat die Menschheit von der Geisel Trump befreit. So gesehen: Alles Schlechte hat sein Gutes – sogar zu Ende eines vermaledeiten Jahres. Es fügt sich, dass China am besten aus der Seuche herauskommt. Ausgerechnet ein Land, in dem den vorweihnachtlichen Glühwein-Fanatikern in Umerziehungslagern die Flausen ausgetrieben würden.

Trump- und Seuchenwitze kamen in diesem Jahr auf, wobei sich drei Thesen bewahrheiteten. Erstens: Witze sind Kinder ihrer Zeit, oft kurzlebig wie die Geschichten vom Klopapier. Zweitens: Es gibt nur eine überschaubare Zahl von Witzen; die meisten sind Ableitungen. Drittens: Durch verballhornte Verharmlosung machen Witze die Wirklichkeit erträglich. Also denn. „Er zu ihr: Schatz, ich bin heiß. Sie zu ihm: Wir lassen dich morgen testen.“ Trumps Furor, das Stimmen zählen abzubrechen und sich zum Sieger zu erklären, fand Eingang in den Sprachgebrauch. „Der 1. FC Köln (Name und Thema sind optional) erklärt die Saison für beendet und sich selbst zum Meister.“ Schließlich die Kombination beider Sujets. „Donald zu Melania: Ich habe einen Coronatest gemacht. Melania zu Donald: Und – waren die Fragen schwer?“ Was sonst noch bleibt – vor dem eingeschränkt frohen Fest: Der Siegeszug des gesprochenen Gendersternchens. Fahrradwege heißen nun Pop-up-Wege. Es gibt keine Ikea-Kataloge mehr und auch keine Staumeldungen im Deutschlandfunk.